

Aufstieg und Niedergang des „Hansische Jugendbund“ (HJB) –

Eine exemplarische Studie über Soziale Gruppenarbeit in Deutschland

Auch in Deutschland entstand die Gruppenarbeit im Kontext sozialer Bewegungen.

Die Jugendbewegung spielte dabei unbestritten die zentrale Rolle – präziser: die beiden Jugendbewegungen der 1920er Jahre, die bürgerliche und die proletarische.

"In ihren Anfängen waren die Gruppen der Arbeiterjugendvereine ebenso autonom wie die Gruppen der bürgerlichen Jugendbewegung (des „Wandervogels“ – TK). Sie schlossen sich von unten nach oben zusammen und wurden nicht von oben nach unten gebildet. Aber ihre Gruppenziele sind nicht mit der Formel **Selbsterziehung durch Gemeinschaftserlebnisse** zu fassen. Eher mit der Formel **gesellschaftliche Befreiung durch gemeinsamen politischen Kampf**. [...] Und: Arbeiterjugendliche hatten schlicht weniger freie Zeit als Gymnasiasten, ihr Gruppenleben wandernd, singend und spielend zu kultivieren. Ihre Fortbewegungsart war eher der Demonstrationmarsch, ihr Lied war das politische Kampflied, ihr Spiel war die Straßenagitation“ (Müller 1988, S. 165 f., Hervorhebung i.O.).

In der Folgezeit hat sich der Zusammenhang von sozialer Bewegung und zunehmender Professionalisierung der pädagogischen Einflussnahme immer mehr gelockert bzw. haben sich beide soziale Prozesse verselbstständigt. In dem daraus entstehenden Spannungsverhältnis muss sich Soziale Gruppenarbeit positionieren.

Für die westdeutsche Entwicklung will ich das am Beispiel des Hansischen Jugendbundes in Hamburg verdeutlichen¹.

Vorgeschichte

Magda Müller (1912 – 1989) lernte ich Anfang der 1970er Jahre in Hamburg als Klofrau an der Elbe kennen, als wir mit unseren Kinderladen-Kindern dort spielten. Im Laufe der Zeit erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte. Ihre Erfahrungen in den Kinderrepubliken der Kinderfreunde-Bewegung Anfang der 1930er Jahre müssen faszinierend gewesen sein.

Ich hab dir ja erzählt, dass ich 1930 mit meiner Freundin Ulla bei den Kinderfreunden landete. Man, war das 'ne tolle Zeit. Da war'n Genossinnen und Genossen, mit denen man wirklich über alles reden konnte. Und das mit den Kindern, das machte unheimlich Spaß. Denen haben wir einfach alles erlaubt. Ist viel besser, als denen immer zu sagen, was sie sollen. Und das ging prima, Solidarität kann man nur lernen, wenn man sie selbst erfahren hat.

In ihrer Kinderfreunde-Ortsgruppe lernte sie auch Hans kennen und lieben. Sie wurde schwanger. Als er in die SA eintrat, trennte sie sich von ihm. Als es dann noch zu Hause eskalierte, floh sie zu ihrer Freundin Ulla.

Das war im August 1932, ich weiß es noch wie heute. Mein Felix war gerade drei Monate alt, meine Mutter, mein Stiefvater und Hans, der hatte übrigens inzwischen eine Nazi-Verlobte, schickten mir die Bullen auf den Hals, um mir Felix wegzunehmen. Da bin ich durchgedreht, da hab' ich mich gewehrt. Meine Mutter und die Bullen brachten mich nach Ochsenzoll, zwangsweise. Und sie ließen mich

¹ Die kursiv gesetzten Textteile stammen aus Gesprächen bzw. Interviews, die ich im Zusammenhang der Erarbeitung meines Grundkurses geführt habe (Kunstreich 2014a und b, insbesondere 2014b, S. 32-46).

entmündigen, was ruckzuck ging². Denn mich nannten sie ja eine asoziale Kommunistin, ehrlich, das steht in meinen Papieren drin; und Felix, das war das schlimmste, kam zu Hans und seiner Frau, nämlich diese Schnepfe hat er auch geheiratet. Ach ja, Hans ist gefallen und Felix und diese Frau sind im Bombenhagel 1943 umgekommen.

Magda, die bei Kriegsende 33 Jahre alt war, erlebte ihre Befreiung zweimal. Das erste Mal, als Anfang Mai 1945 die englischen Truppen Hamburg besetzten, und das zweite Mal Anfang 1946, als nach fast 14 Jahren ihre Zwangseinweisung in die Psychiatrie aufgehoben und sie wieder "bemündigt" wurde, ihr die bürgerlichen Rechte also wieder zuerkannt wurden (vgl. Kunstreich 2014a, S. 151 f.).

1946 heiratete sie Heinz Kromme, einen gestandenen Hafenarbeiter, ein Jahr später wurde ihr Sohn Henry geboren.

Warum ich ihn Henry genannt habe? Ganz einfach - Henry war der erste Engländer, den ich kennenlernte und die Engländer haben mich ja schließlich befreit. Das werd' ich denen nie vergessen! 1950 kriegten wir sogar 'ne kleine Wohnung und '53 wurde Lore geboren. Das war 'ne schwere Geburt, mit 'ner Zange. Ich war ja auch schon 41. Bei der Lore ist, glaube ich, was zurückgeblieben.

Ach, bis dahin ging's uns eigentlich gut. Wir hatten 'n Radio, ein schönes neues Ding, und wenn Heinz nich' gerade Schicht hatte, sind wir am Wochenende in die Harburger Berge oder an die Elbe gefahren. Kurz nach Lores Geburt hatte Heinz 'nen Arbeitsunfall. [...] Und von da an ging's bergab. Heinz kam' an Suff, wir mußten Schulden machen, konnten unsere Miete nicht bezahlen und sind Anfang 1955 in die Obdachlosenunterkunft Eggerstedtstraße eingewiesen worden.

² Zur Sozialen Arbeit im Nationalsozialismus insgesamt vergleiche meinen Artikel: Kunstreich (2003): Social Welfare in Nazi Germany, Journal of Progressive Human Services, 14:2, S. 23-52

Der Hansische Jugendbund und seine Gründerin Elisabeth Sülau

Magda berichtete mir auch ausführlich über ihre Erfahrungen mit den vielen Fürsorgerinnen, mit denen sie zwangsläufig zu tun hatte. Deren generelle Einschätzung fiel vielleicht auch deshalb relativ milde aus, weil sie wusste, dass ich Sozialpädagogik studierte: „*Die müssen ja auch das tun, was die da oben wollen!*“ In der von Lisel Werninger³ angeleiteten Frauengruppe in dieser Obdachlosenunterkunft lernte sie den Hansischen Jugendbund (HJB) und auf diese Weise auch ganz andere Frauen kennen:

Das war'n Sozialarbeiterinnen, die war'n keine Fürsorgerinnen. Die haben (im HJB) mit den Jugendlichen viel unternommen und auch mit den Lütten. Henry war da gar nicht wegzukriegen. Was der mir abends erzählte, erinnerte mich ganz doll an meine Zeit mit Ulla bei den Kinderfreunden. Und genau wie bei den Kinderfreunden haben sich auch alle geduzt. Das war nicht so mit denen da oben und uns da unten. Ich war auch ein paar Mal da. Wenn Henry mit dem HJB mal 'ne Ferienreise machte, mußte ich immer hin, um einen Antrag auf Ermäßigung oder Erlaß der Kosten zu stellen. Da hab' ich dann 'mal mit Ambrosius gesprochen - das war kein Kerl, das war 'ne richtige Dame, aber mit dem Herz auf dem rechten Fleck. Richtig hieß die Elisabeth Sülau und die hat mich gleich geduzt - wie ein Kumpel. Genau wie die andere, die

³ Liesel Werninger und Josef Bura habe ich zu ihren Erfahrungen in der Obdachlosenunterkunft Eggerstedtstraße befragt. In dieser ehemaligen Polizeikaserne in einem Arbeiterviertel Altonas waren bis Anfang der 1970er Jahre 2-3000 obdachlose Menschen untergebracht. Liesel Werninger hat dort jahrelang eine Frauengruppe begleitet. Josef Bura ist mit Werningers Hilfe dort als Student eingezogen und hat dort seine Doktorarbeit über die Prozesse geschrieben, die zu Obdachlosigkeit führen.

Christel⁴. Die war ruhiger, aber unheimlich lieb. Wenn die beiden nicht gewesen wären, wäre alles noch schlimmer gewesen. So wußte ich, daß Henry genauso viel Spaß hatte wie ich damals. Und ich konnte mich mehr um Lore kümmern."

In einer Zeit, in der Fürsorgerinnen sich selbst auch noch stolz so nannten und in der ihr Aussehen eher mit Kleppermantel und Dutt assoziiert wurden, muss Elisabeth Sülau eine ungewöhnliche Erscheinung gewesen sein: „Auch ihr äußeres Erscheinungsbild war für mich fremdartig. Große Ohrringe, die Lippen stark gerötet, Armringe, dicke Kette. Alles neue Eindrücke, denn die Fürsorgerinnen, die ich bis zu diesem Zeitpunkt kennengelernt hatte, schminkten sich nicht, noch trugen sie auffallenden Schmuck. Die weitere Überraschung war, diese Frau lebte nur für ihre Arbeit. Sie war morgens bereits früh in ihrem Büro und abends war sie oft mit die Letzte beim Weggehen. So etwas wie einen Acht-Stunden-Tag kannte sie nicht. Ich habe sie auch nie ruhenderweise erlebt" (so ein ehemaliger Mitarbeiter in: Kalcher 1995, S. 97).

Nach einem Rechenschaftsbericht des HJB gab es 1955/56 fast 400 Gruppenmitglieder, die sich in neun Jugendgruppen und eine nicht genannte Zahl von Kindergruppen unterteilten. Der Schwerpunkt lag bei den Jugendlichen und Heranwachsenden (18-25 Jahre). Während bei den Kindern die Mädchen leicht überwogen, waren es bei den Älteren eindeutig die Männer (insgesamt zwei Drittel Männer, ein Drittel Frauen). Über 90 % waren Schüler bzw. Absolventen der Volksschule, bei den Berufstätigen überwogen handwerkliche und Arbeiterberufe. Über 64 % der Teilnehmer wurde eine Jugendamtsakte geführt, wobei der weitaus

⁴ Christel Gasterstaedt war für den Bereich der Kinderbetreuung zuständig; von ihr stammt die umfangreiche Untersuchung über den HJB, die 1995 veröffentlicht wurde.

größte Teil in der freiwilligen Schutzaufsicht bzw. später in der „formlosen, erzieherischen Betreuung“ (feB) lag (Krüger 1995, S. 48 f.).

Lisel Werninger absolvierte Anfang der 1950er Jahre ihr Berufspraktikum bei Elisabeth Sülau. Sie wurde zur begeisterten und begeisternden Gruppenarbeiterin. Beide Frauen haben die Geschichte der Sozialen Gruppenarbeit in Hamburg wie keine anderen geprägt.

Lisel Werninger berichtete über die Anfänge und über die Philosophie dieses Ansatzes:

Dieses Erleben der Gruppe mit ihren positiven wie negativen Möglichkeiten habe ich bei Elisabeth Sülau gefunden. Sie hat '47 als Sozialarbeiterin in St. Georg die Jugendlichen auf der Straße gesehen. Die berühmten ersten sieben Mädchen hat sie mit in ihre Wohnung genommen. Sie ging davon aus, daß man junge Menschen in ihrem Alltag da abholen muß, wo sie sind, und sie zu einer neuen Erfahrung kommen mußten: gemeinsam mit der Jugend zu reden, Jugendprobleme und Jugendfragen gemeinsam zu erleben. Sie hat also Angebote gemacht, z.B. daß man diskutiert hat, daß man herausgefahren ist, alles, was Jugendliche damals nach '45 machen konnten. Aus diesen berühmten sieben Mädchen ist der Hansische Jugendbund mit ungefähr 500 Mitgliedern geworden. So hat er zwanzig Jahre bestanden.

Kennzeichnend für Elisabeth Sülau war das sogenannte 'Vorschußvertrauen'. 'Egal, wer Du bist, Du bist wichtig, wenn Du hier bist. Und Deine Vorgeschichte interessiert mich gar nicht.' Sie hat daraus ein Clubleben entwickelt, das von Vorschulkindern bis zu Jungerwachsenen und Eltern reichte. Zudem gab es etwas ganz Entscheidendes, was es nachher in der Jugendhilfe im Hamburger Bereich nicht wieder gegeben hat: Ihr war es wichtig, daß aus den einzelnen Gruppen, die sich als Interessen- oder Freundschaftsgruppen entwickelten, ein gruppeneigener

Leiter gewählt wurde. Dieser gruppeneigene Leiter hatte dann noch einen Berater, der entweder ein Student oder ein Sozialpädagoge war, der auch gewählt werden mußte. Für mich war das Haus des Hansischen Jugendbundes eigentlich wie ein Nachbarschaftsheim. Das hat sich in Deutschland aber nicht durchgesetzt.

Beide Frauen waren von der christlichen bzw. freien Jugendbewegung der zwanziger Jahre geprägt. Sülau war auch schon während der Nazizeit Familienfürsorgerin, Werninger war eine hohe BDM-Führerin. Beide hatten erlebt, wie die demokratische Selbstorganisation der Arbeiterjugendlichen durch den autoritären Führer-Stil der Nazis ersetzt wurde und wie sich der charismatische Führerkult der Wanderervögel vielfach nahtlos an diesen anpasste. Für beide war das Kriegsende die „Stunde Null“, von der an nun alles anders werden sollte. Dieses Andere kam in der Sozialarbeit vor allem aus den USA. Vertriebene Exponentinnen und Exponenten unserer Profession kamen zurück nach Deutschland und brachten die (von ihnen in den USA weiter entwickelten) Methoden mit, vor allem das Case Work (die Einzelhilfe bzw. Einzelfallhilfe) und das Social Group Work, die soziale Gruppenarbeit⁵.

Letztere wurde vor allem von einer beeindruckenden Expertin vermittelt: Gisela Konopka, der es kurz vor Kriegseintritt der USA gelungen war, dorthin zu fliehen. Sie berichtete in ihren Erinnerungen: "Und dann Hamburg - der Ort, wo man mich in den Gestapo-Keller geworfen hatte; zugleich aber auch der Ort, an dem ich mit Juden und Nicht-Juden zusammen Widerstand gegen die Nazis geleistet hatte. Ich traf Elisabeth Sülau und wir fühlten uns verbunden wie Schwestern" (1995, S. 11).

⁵ CW Müller weist darauf hin, dass es empirisch allerdings eher so war, dass sich die sozialpädagogischen Fachkräfte die neuen methodischen Ansätze aus den USA „abholten“, denn wer fachlich etwas auf sich hielt, war in den USA gewesen (Müller 1988, S. X)

„Draußen war Druck, aber im HJB konntest Du aufatmen“⁶

Über die Alltagspraxis dieser ungewöhnlichen Form von Sozialer Gruppenarbeit berichteten mir in den 1990er Jahren Jürgen Kalcher, damals Kollege an der Staatlichen Hochschule für Soziale Arbeit in Hamburg, und Gesa von Bentivegni, Kollegin aus der Sozialpädagogischen Aus- und Fortbildung in der Sozialbehörde. Beide absolvierten Ende der 1950er Jahre ihr Berufspraktikum bei Elisabeth Sülau. Jürgen Kalcher erlebte eine beeindruckende Anleiterin: *"Es war eine Art autoritärer Führungsstil, wenn man das formell beurteilen wollte. Aber wie häufig reicht diese Kennzeichnung nicht aus. Ich möchte das 'mal mit Erich Fromm (Sein und Haben) so sagen: Sie hatte nicht Autorität, sie war Autorität; keine aufgesetzte Amtsautorität, sondern eine, die sie ausstrahlte. Worum es auch immer ging, sie hatte verdammt noch mal die besseren Vorstellungen, wie ich häufig hinterher einsehen mußte."* Gesa von Bentivegni berichtete ausführlich von ihren Erfahrungen als „ausgewählte“ Beraterin: *Der Grundgedanke war, daß die Jugendlichen ihren eigenen Gruppenleiter wählten und daß die sogenannten Fachleute, also wir, die wir aus dem Bereich Sozialarbeit oder sonstwoher kamen, die beratende Funktion hatten. Wir konnten abgelehnt werden, was ich auch gut fand. Die Jugendlichen bildeten Freundschafts- oder Interessengruppen, und jede Gruppe mußte eine Fachperson haben. Aber welche, das entschieden die selbst. Das fand ich ganz außergewöhnlich, und als ich gewählt wurde, war ich ganz stolz.*

Die Praxis der Sozialen Gruppenarbeit im HJB

Häufig kannten sich die Gruppenmitglieder aus der Nachbarschaft. Sie wurden aber auch von Erziehungsberatungsstellen, von Jugendämtern, von

⁶ Unter dieser Überschrift veröffentlichte Christel Gasterstaedt 1995 die Untersuchungen über den HJB.

Sozialarbeiterinnen empfohlen, wenn diese Einrichtungen feststellten, daß sie nicht an die Jugendlichen 'rankamen oder daß man denen mal was Gutes tun müsse - so ungefähr jedenfalls. Dann wurde die Schutzaufsicht samt Akte, das waren ja auch immer Aktenvorgänge, an den HJB delegiert. Es war die Wahrnehmung einer, wie man heute sagen würde, erzieherischen Hilfe. Aber das war den Jugendlichen ungefähr so schnuppe wie uns. Die ganze fachliche Seite sollte Demokratie unterstützen, Bildung ermöglichen und Beratung anbieten. Das stand natürlich manchmal nur auf dem Papier, aber manchmal war es auch wirklich so. Es war nicht nur ein Auftrag, sondern auch ein bejahter Auftrag, nämlich eine leistungsfähige, demokratische Struktur zu finden, die jenseits aller Fachlichkeit gebildet wurde. Das war Demokratie, daß die Jugendlichen in den Gruppen das Sagen hatten, daß die Leiter den Berater zwar sozusagen als 'Hinterhofpölscherchen' hatten, wenn sie nicht mehr weiterkonnten, aber im Prinzip hatten die Leiter das Sagen. Es war nicht so, wenn ich als Berater irgendetwas sagte, was nicht gehe, so hat das nichts genützt. Ich hatte schon zu überzeugen, und das konnte ich in der Regel dann auch. Über ihre „eigene“ Gruppe berichtete Gesa von Bentivegni: „Dann brauchte aber eine Tanzgruppe einen Gruppenberater. Die haben mich dann angesprochen. Es war also nicht ein formaler Prozeß, sondern die bildeten sich ein Urteil, und es ging mehr nach Sympathie als nach Kompetenz. Ich habe also eine Tanzgruppe beraten und konnte nicht einen Schritt tanzen, überhaupt nicht. Die Tanzgruppe tobte also in dem Raum herum, und ich saß in einer Ecke und kriegte immer die Jungs mit gebrochenem Herzen auf den Schoß, oder diejenigen, die keine abkriegten. Die konnten dann während der ganzen Zeit gut mit mir reden. Es waren ca. 15 Personen in dieser Gruppe, davon auch eine ganze Reihe, die unter Bewährungsaufsicht standen. Aber das war egal“.

Für ihre damalige Praxis erinnerte sie sich an folgendes Beispiel:

„Ich war zu der Zeit noch ein bißchen spät entwickelt. Nach einem Gruppentreffen spazierten wir auf der Reeperbahn, und die Jugendlichen bliesen Präservative auf, ließen sie platzen und guckten, was für ein Gesicht ich denn machte. Ich sah erst ein bißchen verlegen beiseite, und zuerst habe ich gedacht, das sind Luftballons. Die haben wirklich alles ausprobiert. Sie sind mit mir in die schönsten Kneipen gegangen, und wehe, jemand anders wollte mit mir tanzen. Dann wurde dem auf die Nase gehauen, und ich kam dann mit meinem demokratischen Konfliktlösungsmodell. Das fanden sie wahnsinnig komisch. ... Wir haben uns auch gegenseitig ausgefragt, obwohl die Jugendlichen immer etwas gegen das berufsmäßige Fragen der Sozialarbeiter hatten, weil die ja ewig fragen. Sie haben mir das dann wunderschön vorgespielt, wie das auf dem Amt ist, wenn der Bewährungshelfer Dich ausquetscht: 'Hast Du Arbeit; hast Du ein neues Ding gedreht; lass' das bloß und ähnliches'."

Jürgen Kalcher unterstrich die besondere Bedeutung dieses Verständnis von Gruppenarbeit: *"Es gab dieses Führungsdual, so würde ich es bezeichnen, den Berater und den aus der Gruppe selbst gewählten Leiter. Dieses Spannungsverhältnis war immer real und nicht gekünstelt, das war bewußte Auseinandersetzung und auch so intendiert. Es gab Gruppenleitersitzungen, in denen die Leiter regelmäßig zusammenkamen, um über bestimmte Probleme zu sprechen und um gemeinsame Aktionen zu planen. Es gab das Gespräch der professionellen Sozialpädagogen, das war wie eine Supervision bei Ambrosius oder bei anderen hauptamtlichen MitarbeiterInnen.*

Ambrosius sah ihre Aufgabe darin, 'Bindung herzustellen'. Ihr klassischer Ausspruch war: 'Bindet sie!' Wenn ein neues Thema gefunden oder eine neue Gruppe gebildet werden sollte, wurde das an diesen offenen Abenden bekanntgemacht, und es

wurden ungefähr dreimal soviel eingeladen, wie eigentlich in die Gruppe hinein sollten. Daraus bildete sich dann tatsächlich die entsprechende Gruppe."

"So konnte nahezu eine ideale Gruppenzusammensetzung erreicht werden. In den Gruppen befanden sich Jugendliche mit sehr unterschiedlicher Problematik, wie z.B. kriminelles Verhalten, Aggressivität, Suizid-Gefährdung, Kontaktstörungen, Ängste. Hinzu kamen aber noch 'unproblematische' Jugendliche, 'normal'-reagierend, zielstrebig und kontaktstark. Diese Zusammensetzung eröffnete in den einzelnen Gruppen und im Vereinsleben vielfältige Identifikations- und Lernmöglichkeiten im Sinne toleranten und verantwortungsbewußten Handelns. Da die Problematik und die Auffälligkeiten der einzelnen Jugendlichen nicht bekanntgemacht wurden, hatte jeder eine Chance des Neuanfangs" (Krüger 1995, S. 33).

Dieses besondere Verhältnis von Selbstregulation, Selbstorganisation und professioneller Rahmung bestimmte offensichtlich sowohl das Klima als auch – insbesondere – den Umgang mit Konflikten und Auseinandersetzungen.

Demokratie-Bildung im HJB

„Der 'Erprobungs- und Übungsraum' HJB hatte einen deutlichen Ernstcharakter, er stellte keine 'Spielwiese' dar. So war das sozial-emotionale Echo, welches der Jugendliche auf sein 'öffentliches' Handeln und Verhalten im Club erhielt, auch ernstgemeint und keine pädagogische Attitüde. Die Besucher erlebten, daß sie ernsthaft gebraucht wurden, aber auch, daß Kritik an ihrem Verhalten und etwaige Sanktionen 'ernste' Folgen haben konnten" (Krüger 1995, S. 21).

Jürgen Kalcher unterstrich in diesem Zusammenhang die besondere Bedeutung demokratischer Konfliktregelung-Verfahren: *"Das Gruppenparlament und das Gruppengericht waren zwei wichtige Einrichtungen. Im Parlament hatte jedes*

Mitglied eine Stimme, auch Ambrosius und die anderen Haupt- und Ehrenamtlichen. Und dann gab es das Gruppengericht, das u.a. auch dazu diente, ehemalige Aktive weiterhin einzusetzen. Häufig waren es Schlägereien, die vor dem Gruppengericht verhandelt wurden. Da waren z.B. Jungens erst kurz Mitglied, und es gab eine Prügelei. Eine Mitarbeiterin hatte die Streithähne dann rausgeschmissen. Ihr blieb keine Alternative. Andernfalls hätte sie die Polizei holen müssen. Es ging also zum Teil recht heftig zur Sache. Wenn dann der Kanonendonner verklungen war, besann man sich und konnte, wenn man sich ungerecht behandelt fühlte, das Gruppengericht anrufen. Das Gruppengericht bestand im Wesentlichen aus Jugendlichen mit dem Gruppenrichter, meist ein ehemaliger Mitarbeiter. Man konnte sich aus dem Bereich der Jugendlichen einen oder mehrere Verteidiger holen. Die schärfste Sanktion war das Hausverbot, z.B. für drei Wochen. Ich habe hier noch ein Schreiben von Ambrosius: 'Lieber Jürgen, Du wirst es schon vermuten, daß ein besonderer Grund mich dazu bringt, Dir zu schreiben. Ja, es ist auch so. Wir müssen das Gruppengericht einberufen und wollten Dich bitten, das Amt des unparteiischen Richters wahrzunehmen. Zwei Jungen, Willi und Jürgen, haben drei Wochen Heimverbot bekommen, weil nach allen Umständen angenommen werden mußte, daß sie ein Plakat angezündet und damit Feuerschaden verursacht haben, usw. usw.' In dem Brief wird den Jungs auch mitgeteilt, daß sie das Gruppengericht anrufen können, wenn sie mit dieser Maßnahme nicht einverstanden sind. Das taten die beiden auch. Sie erklärten sich für unschuldig und erwarteten jetzt die Verhandlung des Gruppengerichts. Nun weiß ich im Einzelnen nicht mehr, was passiert war, was wir da gemacht haben. Es waren sehr viele ähnliche Fälle, wobei ich immer wieder sagen muß, das war echte Beteiligung. Was wir heute oft fordern und manchmal so tun, als wäre das eine neue Erfindung, das war von 1947 bis 1967 Realität."

Das Ende des HJB und der Neubeginn der Sozialen Gruppenarbeit

Aus der historischen Distanz wird besonders deutlich, dass im HJB in ungewöhnlicher Weise bis dahin als unvereinbar geltende strukturelle Widersprüche vereinigt worden waren. Als Schutzaufsicht aus der Jugendfürsorge hervorgegangen, war der HJB zugleich ein wichtiger Teil in der Jugendpflege/der Offenen Jugendarbeit geworden; die Stelleninhaber waren MitarbeiterInnen des Amtes für Jugend und zugleich solche eines eigenständigen Freien Trägers. Zwar stand die Soziale Gruppenarbeit im Mittelpunkt, aber demokratische Selbstorganisation und stadtteilbezogene, aber auch stadtbezogene Aktivitäten standen dem nicht entgegen. Es liegt auf der Hand, daß dieses komplexe Gebilde nur schwer weiterzuführen war, als Elisabeth Sülau 1965 pensioniert wurde. Als zum gleichen Zeitpunkt die ebenfalls für den HJB sehr bedeutsame Christel Gasterstaedt als Lehrerin an die Höhere Fachschule für Sozialarbeit wechselte, war das Ende vorgezeichnet. Die Leitungen wechselten schnell hintereinander und die Fluktuation der Professionellen nahm zu. Als 1967 das Gebäude des HJB verkauft wurde, wurde der Verein aufgelöst.

Die Hauptursache für das relativ plötzliche Ende scheint mir darin zu liegen, daß die genannten Ambivalenzen, die im HJB so gelungen austariert waren, fachpolitisch nicht mehr länger erträglich waren: zwischen privat und öffentlich, zwischen Selbstorganisation und professioneller Anleitung, zwischen Dienst- und Freizeit, zwischen sozialer Distanz und prinzipieller Gleichberechtigung, zwischen autoritärer Leitung und demokratischer Selbstbestimmung, zwischen "Normalität" und "Abweichung", zwischen Jugendfürsorge und Jugendpflege/Offene Jugendarbeit, zwischen staatlicher und freier Trägerschaft, zwischen der Methode der Sozialen Gruppenarbeit und den komplexen, gemeinwesenorientierten Praxen.

Die Aufhebung der Ambivalenzen zugunsten des einen Pols, der sich nun als klinische Professionalität durchsetzte, reduzierte die Soziale Gruppenarbeit - methodisch sauber - auf die Jugendfürsorge. Elemente der Jugendpflege/der Offenen Jugendarbeit wurden ab jetzt verstärkt vor allem in Häusern der Jugend repräsentiert. Gesa von Bentivegni stellte dazu fest:

In der Sozialen Gruppenarbeit gab es vielleicht viele kleine Nachfolger, was die Praxis anbelangt, und eine ganze Reihe von interessanten Versuchen. Aber in keinem wurde dieses Element der Selbstorganisation wieder aufgenommen."

Und Jürgen Kalcher ergänzte: *"Ein ganz wichtiger Punkt scheint mir zu sein, daß aus der sozialen Gruppenarbeit eine sozial**therapeutische** Gruppenarbeit wurde. Was bisher sozialpädagogisch war, wurde nun therapeutisch. In jener Zeit fing man in der Sozialpädagogik an, schräg nach oben zu schielen und psychoanalytische oder irgendwelche andere Therapien zu machen und sich an den Psychologen zu orientieren. Das hat letztlich dazu beigetragen, daß die soziale Gruppenarbeit in den 80er Jahren im Sande verlief. Dabei finde ich, daß die kleine Gruppe als Arbeitsform in der Sozialpädagogik weiterhin zentral ist."*

Damit ging die Basis verloren, um mit Ambivalenzen und Konflikten fertig zu werden. Deren Basis war die Wertschätzung aller Beteiligten als Gleichberechtigte. In dieser Art von Gleichheit, in der der besondere Wert eines jeden Menschen von allen anderen prinzipiell anerkannt wird, können sich Unterschiedlichkeit, Besonderheiten, Originalitäten und "Verrücktheiten" aufgehoben fühlen. Dazu bedarf es keiner sozialen Distanz, die die Akteure nach dem Grund ihrer Abweichung von einer Norm kategorisiert.

Die Gemengelage von Nähe und Distanz, privat und öffentlich wurde nun eindeutig zugunsten der Betonung der sozialen Distanz zum Klienten bereinigt. Jegliche engere Beziehung war ab jetzt tabu und ein Bruch der professionellen Ethik.

Selbstorganisation verkam zum "Mitmachen" bei den Angeboten der Pädagogen, die mit geregelten Öffnungs- und entsprechend geregelten Arbeitszeiten für eine Beendigung der Ambivalenzen und für Eindeutigkeit sowie scheinbare Widerspruchsfreiheit sorgten. In den Vordergrund trat nun das "diagnostische Können", mit der den "Klienten" eine Störung, ein Defizit zugeschrieben wurde, das diese aus eigener Kraft nicht beheben konnten, weil sie oder er eben gestört oder defizitär war.

Letztlich scheint der HJB an einem Selbstmißverständnis gescheitert zu sein: Er verstand sich als Soziale Gruppenarbeit, doch er war sehr viel mehr als nur eine Methode im engen Sinne. Der HJB stand eher in der viel umfassenderen Nachfolge eines Settlements im Sinne Jane Addams⁷.

Als sich im Laufe der 60er Jahre das klinische Deutungsmuster durchsetzte und hegemonial wurde, war eigentlich klar, daß ein derartiges „Settlement“, das nach den neuen Normen geradezu vor Abweichungen strotzte, sich nicht würde halten können. Die Ambivalenzen des HJB wurden aufgelöst, beseitigt und fein säuberlich in ihre nach dem klinischen Modell richtigen Zuständigkeiten verwiesen: die Soziale Gruppenarbeit in die Jugendfürsorge, die offene Arbeit in die Häuser der Jugend. Partizipative Ansätze verschwanden zunächst ganz und gelangten erst in den 70er Jahren wieder in den "Korridor" der professionellen Aufmerksamkeit.

Die Nachfolge des HJB trat in gewisser Weise Lisel Werninger an, die den Auftrag bekam, dezentral in den sieben Hamburger Bezirken – und dort insbesondere in den sogenannten „sozialen Brennpunkten“ – Soziale Gruppenarbeit aufzubauen. Ihre „Dienststelle“ blieb für die gesamte Hansestadt zuständig – Ende der 1970er Jahre

⁷ Vgl. Zweiter Blick auf 1890: Elendsquartiere: Ursprung Soziale Arbeit zwischen Beheimatung und Kolonialisierung proletarischer Sozialräume; darin ein (fiktives) Gespräch zwischen Jane Addams und dem Sozialrevolutionär August Spies im Gefängnis (Kunstreich 2014a).

gab es 32 Stellen für hauptamtliche Soziale GruppenarbeiterInnen: eine Einmaligkeit in der Bundesrepublik. Allerdings hatte diese neue „Gestalt“ einen ganz entscheidenden Unterschied: die genannten Ambivalenzen waren aufgelöst worden zugunsten einer scheinbar klaren Methodik; zugunsten eines Modells der Trilogie von Einzelhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit, in dem es keine Elemente von Selbstregulation oder Selbstorganisation mehr gab, in dem es statt selbstgewählter nur noch zugeordnete Mitgliedschaften gab. Professionelle Distanz und der nun dominierende therapeutische Ansatz schlugen auch durch, was die sozialen Beziehungen anging. Die Vorstellung einer grundlegenden Gleichheit wurde zugunsten einer professionellen Überlegenheit aufgegeben, zugunsten einer eindeutigen Zuordnung der Sozialen Gruppenarbeit zur Jugendfürsorge und der kulturellen und neigungsbezogenen Arbeit zur Offenen Jugendarbeit: Professionelles Wissen war danach der Alltagskompetenz der KlientInnen weit überlegen.

1980 fand eine weitere einschneidende Veränderung in der Sozialen Gruppenarbeit statt. Nach Lisel Werningers Pensionierung wurde die zentrale Dienststelle aufgelöst und die Stellen auf die sieben Bezirke verteilt wurden. Es begann damals ein Prozeß, der bis in die 1990er Jahre andauert: Wo immer Stellen in den Sozialen Diensten einzusparen waren, geschah dies nun in der Regel auf Kosten der Stellen für Soziale Gruppenarbeit. Von den 32 waren bald nur noch wenige Stellen übriggeblieben.

Von der Sozialen Gruppenarbeit zur Mobilen Kinder- und Jugendarbeit

Als 1986 die Sozialbehörde eine neue fachliche Weisung zur „Mobilen Kinder- und Jugendarbeit“ ohne hinreichende Rücksprache mit der Fachbasis erlassen wurde, waren Abwehr und Ablehnung entsprechend. Die Fachdiskussion war sehr schnell verhärtet und blieb in wechselseitigen Vorwürfen stecken. Die einen: Ihr wollt nur am individuellen Defizit herumdoktern – die anderen: Ihr wollt die Soziale Gruppenarbeit

endgültig abschaffen. Was dabei unter den Tisch fiel, war die inhaltliche Auseinandersetzung. Inzwischen hatte sich der Kontext, in dem sich diese Konfrontation abspielte, geändert. War die Soziale Gruppenarbeit bis zur Abschaffung der Fürsorgeheime zugunsten dezentraler Wohnformen (Jugendwohnungen und Kinderhäuser) Anfang der 1980er Jahre die einzige „ambulante“ Alternative zur Heimeinweisung und hatte Soziale Gruppenarbeit nicht unwesentlich dazu beigetragen, die Einweisungspraxis der Sozialen Dienste in die Heime so zu reduzieren, daß um 1980 viele Heimplätze nicht belegt waren, so hätte sich mit der Dezentralisierung eine Neuorientierung der sozialen Gruppenarbeit als stadtteilbezogene oder sozialraumbezogene entwickeln lassen, die natürlich Elemente von Straßensozialarbeit d.h. aufsuchender Arbeit hätte enthalten müssen. Damit hätte in einer anderen Weise an die abgebrochene Tradition des HJB, nämlich an die Selbstregulation von Jugendlichen, angeschlossen werden können. Die Chance zu einer sozialräumlich orientierten Praxis, die lebensweltliche Ambivalenzen wieder zulässt, wurde auf diese Weise vertan. Die Abschottung der Praxisfelder untereinander verstärkte sich sogar weiter.

Was damit gemeint ist, möchte ich an einem Beispiel erläutern. In der damaligen Zeit besuchte ich eine gerade eingerichtete Jugendwohnung mit drei Jugendlichen zwischen 15 und 17 Jahren. Das eine Zimmer war schwarz gestrichen und nur mit einem großen roten Stern dekoriert. Der junge Mann, der dort wohnte, war augenscheinlich ein Sympathisant der Hafensstraße⁸ und hätte nichts lieber getan, als dort hin zu ziehen. Im zweiten Zimmer wohnte eine junge Türkin, die im Konflikt ihre Familie verlassen hatte, weil sie einen deutschen Freund hatte. Im dritten Zimmer

⁸ In der Hafensstraße gab es von jungen Leuten besetzte Häuser, die deren Abriss verhindern und eine weitere Gentrifizierung St. Paulis verhindern wollten. Nach einer langen, zum Teil gewalttätigen Auseinandersetzung gelang es, diese Häuser in eine Genossenschaft der BewohnerInnen zu überführen.

wohnte offensichtlich ein Moped-Fan. Er hatte in seinem Zimmer nur eine Matratze und eine große Plane mit einem zerlegten Motor, den er gerade neu zusammenbastelte. Was diese drei Menschen miteinander verband, war offensichtlich: sie teilten sich Küche und Bad – sonst nichts. Jeder dieser drei Menschen hatte die eigene Bezugsgruppe außerhalb der Wohnung. Das stellte die Kolleginnen, die diese Jugendwohnung betreuten, vor ganz neue und andere Fragen als die, die sie bisher im Heim gewohnt waren. Zunächst waren sie außerordentlich frustriert, weil in der Wohnung so gut wie nichts mehr passierte. Sie wurden erst wieder „gebraucht“, als der junge Anarchist nun endlich in die Hafensstraße umziehen durfte, als die Freundschaft der Türkin zerbrach und als der Junge mit einem geklauten Moped erwischt wurde. Nun wurden die Professionellen wieder wichtig. Sie konnten nun Mitgliedschaften in den sozialen Bezugsgruppen unterstützen, klären oder schützen – Optionen einer sozialen Gruppenarbeit, die in allen sozialen Kontexten von Jugendlichen eine wichtige Rolle spielen. Hier hätte sich – wenn die damalige Diskussion fruchtbar gewesen wäre – ein interessanter, sozialräumlicher Ansatz Sozialer Gruppenarbeit entwickeln können.

Diese Möglichkeit wurde – man könnte fast sagen ironischerweise – auch durch das neue Kinder-, Jugend- und Familienrecht verhindert, das 1990 in Kraft trat und in dem die Soziale Gruppenarbeit eine eigene gesetzliche Grundlage bekam. Geadelt durch einen eigenen Paragraphen schien nun die Soziale Gruppenarbeit einer neuen Blüte zuzustreben. In der Tat, in anderen Bundesländern hat die Soziale Gruppenarbeit deutlich mehr Gewicht und spielt eine eigenständige Rolle in der Inszenierung der Hilfen zur Erziehung, wie sie im neuen Gesetz ausführlich vorgeschrieben werden. Nicht so in Hamburg, wo sie aufgrund der geschilderten Entwicklung fast verschwunden war. Wäre es da nicht ein verlockendes Vorhaben gewesen, z.B. die relative Kostengünstigkeit von Sozialer Gruppenarbeit

hervorzuheben und sie – wie de facto schon in den 70er Jahren erfolgreich vorgeführt – aus reduzierten „stationären“ Plätzen zu finanzieren? Abgesehen davon, daß unter dem Konkurrenzdruck jede in einen Einzelparagraphen gegossene „Säule“ der Hilfen zur Erziehung dazu tendiert, entweder sich besonders preiswert oder besonders problem-adäquat zu stilisieren, sprechen m.E. drei Gründe gegen eine Identifizierung von Sozialer Gruppenarbeit mit einer gesetzlichen Festschreibung:

- (1) Soziale Gruppenarbeit wird endgültig auf eine hochschwellige Spezialmaßnahme reduziert. Die ausschließliche Orientierung auf den eigenen Paragraphen führt endgültig zu einer sozialen Schließung: Sogenannte „schwierige“ Kindern werden einzeln über die Sozialen Dienste aufgrund ihrer „Störung“, „Auffälligkeit“ oder „Schwierigkeit“ zugewiesen.
- (2) Trotz aller Bemühungen, die Hilfen zur Erziehung stadtteilbezogen aus einer Hand zu organisieren, tendieren die Maßnahmen nach den einzelnen Paragraphen tatsächlich zu einer immer stärkeren Abschottung voneinander. Die früheren Heimkarrieren sind also durch Maßnahmekarrieren ersetzt worden.
- (3) Wer diesen beiden Einwänden zustimmt und wer ebenfalls der Einschätzung zustimmt, daß soziale Gruppenarbeit als Arbeit in und mit Gruppen der wichtigste eigenständige Ansatz in der Sozialen Arbeit ist, der wird nicht umhinkommen, soziale Gruppenarbeit als Arbeit am Sozialen anders als durch eine methodische Engführung – wie in den letzten 30 Jahren geschehen – zu begründen. Um das zu tun, lohnt es sich noch einmal, einen kurzen Blick auf die vielfältigen Ambivalenzen des Hansischen Jugendbundes zu werfen bzw. noch einen Schritt weiter zurückzugehen und sich ein wichtiges Begründungsszenario moderner Sozialer Gruppenarbeit in Erinnerung zu

rufen: Louis Lowy, noch immer einer der meist zitierten Autoren in diesem Arbeitsfeld, entwickelte seine erste Praxis in Sozialer Gruppenarbeit im KZ Theresienstadt, wo er mit Kindern und Jugendlichen, den es verboten war, an einem regulären Schulunterricht teilzunehmen, eine Form sozialer und kultureller Gruppenarbeit entwickelte, indem er mit Kindern und Jugendlichen Theaterstücke probte. Den Nazi-Aufsehern war das unverdächtig, da das ja nichts mit Schule zu tun haben schien. Deren Modell von Schule war Frontalunterricht (Wieler/Zeller 1995; Gardella 2019). Lowy ging es dabei nicht nur um Bildungsprozesse, sondern um etwas, was Bruno Bettelheim wie folgt ausdrückte: „Nur die soziale Solidarität gewährleistet Individualisierung, während persönliche Einzigartigkeit, die sich im Gegensatz zu anderen definiert, die Solidarität bedroht. Wir fühlen uns sicher in dem Maße, in dem wir für diejenigen wichtig sind, die Bedeutung für unsere Leben haben“ (1978, S.257).

Ich fasse den Gedanken dieser Aussage dahingehend zusammen, daß jeder Mensch sich seiner Einzigartigkeit nur dadurch versichern kann, daß er Mitglied in einer oder mehreren Gruppen ist (vgl. Falck 1997). Dieser Zusammenhang führt uns noch einmal zurück zu Magda Kromme, die von ihrem Engagement berichtet, aus der furchtbaren Obdachlosenunterkunft herauszukommen. Dabei fand sie bei zwei Menschen besondere Unterstützung: Lisel Werninger und Josef Bura.

"Zwei Sachen waren damals ganz wichtig für mich. Die eine war der Gesprächskreis mit Lisel WERNINGER.

Die machte uns keine Vorwürfe, was wir alles falsch gemacht haben. Die ging wirklich auf unsere Probleme ein. Aber mit der haben wir nicht nur geredet, sondern auch Aktionen geplant, Ausflüge gemacht und gefeiert, wann immer es einen Anlaß dazu gab.

Die andere Sache war die Unterstützung von Josef. Das war einer von der Uni, der freiwillig zu uns in die Eggerstedtstraße gezogen ist. Den hatten wir alle gern. Ich weiß noch, wie wir dem sein Zimmer eingerichtet haben - mit Möbeln aus dem zentralen Möbellager. Auch an ein paar Feiern im Stehen in der Wohnküche – zwischen Gasbrennern und Waschbecken für 15 Familien - erinnere ich mich gut. ... Ach, die Studenten waren ja so politisch. Das erinnerte mich an meine Zeit bei den sozialistischen Kinderfreunden. Aber wir wollten doch keine Revolution, wir wollten nur 'raus aus dieser verdammten Obdachlosen-Kaserne.

Über den Frauengesprächskreis berichtete Lisel Werninger, den sie von 1969-1973/74 in der Eggerstedtstraße angeboten hatte:

Das Besondere dieses Kreises war, daß ausschließlich die Interessen der Frauen im Mittelpunkt standen. Sie bestimmten Themen und Inhalte. Sie wollten etwas für sich als Person haben und nicht nur immer in ihrer Mutterrolle angesprochen werden. Sie waren Frauen, die es sehr schwer hatten, aber auch unheimlich viel konnten. Natürlich hatten die Frauen auch Probleme. Über die sprachen wir auch, aber eben 'auch'. Die standen nicht im Mittelpunkt. Wir machten z.B. viele Ausflüge - in die nähere Umgebung, aber auch z.B. 'mal abends ins 'Bayrisch Zell', wo man sich gegenseitig über Tischtelefone zum Tanz auffordern konnte. Da gab es auch schon 'mal Ärger mit den Männern zu Hause. Aber die Frauen setzten sich meistens durch. Es war ja sowieso so ein heimliches Matriarchat in der Eggerstedtstraße. Meistens hatten die Frauen das Sagen.

Es gab eine Kerngruppe von acht bis zehn Frauen, die regelmäßig an dem Gesprächskreis teilnahmen.

Was mich damals sehr beeindruckte, war die Solidarität untereinander. Es war eine Frau mit Alkoholproblemen dabei. Die rastete aus, wenn sie 'was getrunken hatte. Aber die anderen Frauen schlossen sie nicht aus, auch wenn es manchmal

ganz schön hart war.

Über die letztlich erfolgreiche Auflösung der Obdachlosenunterkunft

Eggerstedtstraße, in der Magda Kromme eine wichtige Rolle spielte, berichtete Josef

Bura:

In der Zeit bis zur Auflösung der Eggerstedtstraße, also von '70 bis '73, waren wir so 18 bis 20 Leute.

Ein bunter Haufen also. Natürlich wollten wir damals was für die Revolution tun - ganz praktisch. Deshalb war Selbstorganisation der Bewohner für uns am wichtigsten.

Das Konzept der Sozialbehörde war damals das Drei-Stufen-Konzept. Das sollte so wie der Stufenvollzug im Knast funktionieren. Die erste Stufe, das waren die Obdachlosenlager in ehemaligen Kasernen und Baracken. Wer sich dort bewährte, sollte in die zweite aufsteigen, um seine "Wohnfähigkeit" zu beweisen. Von da aus sollte dann die dritte Stufe, eine normale Mietwohnung erreicht werden. Um die Wohnfähigkeit zu testen, wurde damals die zweite Stufe in Form von 'Schlichtwohnungen' enorm ausgebaut. Bis auf den 'Bodensatz' - so wurden im Behörden- Jargon die Menschen genannt, denen man keine Chancen mehr einräumte – sollten alle in Wohnungen ziehen, die weit unter dem Standard einer normalen Sozialbauwohnung lagen. Diese Schlichtwohnungen wurden in Industriegebieten und am Rande von Neubaugebieten errichtet.

Die Bewohner in der Eggerstedtstraße aber wollten sofort in richtige Wohnungen - und wir unterstützten sie darin.

Als der Bewohnerrat mitteilte, man werde nicht in die Schlichtwohnungen ziehen, drohte die Behörde zunächst. Als das nichts half, versuchte man es mit Überredung. Die Behörde sagte: 'Seht Euch die Schlichtwohnungen doch wenigstens mal an. Wir organisieren auch Busse dafür.' Was auch geschah. Der

Bewohnerrat hatte inzwischen aber beschlossen, das Ganze zu einem Kinderausflug umzufunktionieren. Nur zwei Erwachsene sollten die Kinder begleiten. So wurde es auch gemacht. Ich sehe noch heute die entsetzten Gesichter der leitenden Sozialbeamten, wie statt der Erwachsenen die Kinder die Busse stürmten. Für die war der Nachmittag ein richtiges Erlebnis. In der Folgezeit konnten wir unser Konzept weitgehend durchsetzen: Die meisten Familien bekamen richtige Wohnungen, die meisten auch dort, wo sie wohnen wollten. So zog ich 1973 mit 30 - 40 Familien nach St. Pauli-Süd, wo wir den Verein 'Gemeinwesenarbeit St. Pauli-Süd' gründeten, den es heute noch als sozio-kulturelles Zentrum gibt.

Auch Magda Kromme zog nun nach fast 20 Jahren Obdachlosigkeit mit ihrer Familie in eine kleine Zweizimmerwohnung.

Die „Gemeinwesenarbeit St. Pauli-Süd“ ist inzwischen eine Berühmtheit als eine der aktivsten und fortschrittlichsten Stadtteilzentren Hamburgs, die Angebote aus fast allen „Sparten“ der Sozialen Arbeit vorhält.

Optionen

Geht man mit Hans Falck (1997; Kunstreich 2022) davon aus, daß Mitgliedschaft in sozialen Gruppierungen von so existentieller Bedeutung ist, daß sie nur ein anderer Ausdruck für Mensch-sein, d.h. sozial sein, ist, dann ist Soziale Gruppenarbeit als Arbeit am Sozialen in erster Linie etwas, was neue Mitgliedschaften ermöglicht, Teilhabe in alten sichert oder verbessert, die in jedem Fall aber von den in vielfältigen sozialen Geflechten existierenden Subjekten ausgeht und von dort her fragt, welche institutionellen Settings für das Soziale – als aktuelles Beziehungsgeflecht der Akteure untereinander – förderlich sind. Aus dieser Perspektive ergibt sich ein anderer Ansatz für methodisches Handeln, der zugleich das, was unter Sozialer Einzelhilfe und Gemeinwesenarbeit als isolierte Methoden gefasst wird, aufhebt. Mit

Paulo Freire (1973) lässt sich auf diese Weise ein „generatives“ methodisches Handeln konzipieren, in der alle Akteure situativ gleichberechtigt (Falck 1997) und an der „gemeinsamen Aufgabenbewältigung“ (Mannschatz 2010) beteiligt sind.

Literatur

Bettelheim, Bruno (1978): Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie. Frankfurt/M.

Falck, Hans (1997): Membership. Eine Theorie der Sozialen Arbeit. Stuttgart

Freire, Paulo (1973): Pädagogik der Unterdrückten. Reinbek

Gardella, Lorrie (2019): Louis Lowy – Sozialarbeit unter extremen Bedingungen. Lehren aus dem Holocaust. Freiburg

Gastersteadt, Christel (1995): „Draußen war Druck, aber im HJB konntest Du aufatmen“. Der Hansische Jugendbund Hamburg. Ein Modell der Sozialen Gruppenarbeit im Rückblick. Hamburg/Wien

Kalcher, Jürgen (1995): Gisela Konopka wurde 85. Ein Besuch bei der Grand Old Lady on Social Group work. In: standpunkt: sozial. Heft 1

Konopka, Gisela (1996): Mit Mut und Liebe, eine Jugend im Kampf gegen Ungerechtigkeit und Terror. Weinheim

Krüger, Gerd (1995): Entwicklungsgeschichte des HJB. In: Christel Gastersteadt: „Draußen war Druck, aber im HJB konntest du aufatmen“. Der Hansische Jugendbund Hamburg. Hamburg/Wien, S. 27 ff.

Kunstreich, Timm (2003): Social Welfare in Nazi Germany: Selection and Exclusion. In: Journal of Progressive Human Services, 14:2, S.23-52

Kunstreich, Timm (2014): Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Bd. I 2014a; Bd. II 2014b. 5. Aufl. o. O. – einzusehen bzw. kostenlos herunterzuladen unter: www.timm-kunstreich.de

Timm, Kunstreich (2022): Hans S. Falck: Nicht Wohltätigkeit, sondern Gerechtigkeit.

Die Membership-Perspektive in der Sozialen Arbeit. Weinheim/Basel

Mannschatz, Eberhard (2010): Was zum Teufel ist eigentlich Erziehung? Berlin

Müller, Carl W. (1988): Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der

Sozialarbeit. Bd. 2:1945-1985. Weinheim

Wieler, Joachim/Zeller, Susanne (Hrsg.) (1995): Emigrierte Sozialarbeit. Freiburg